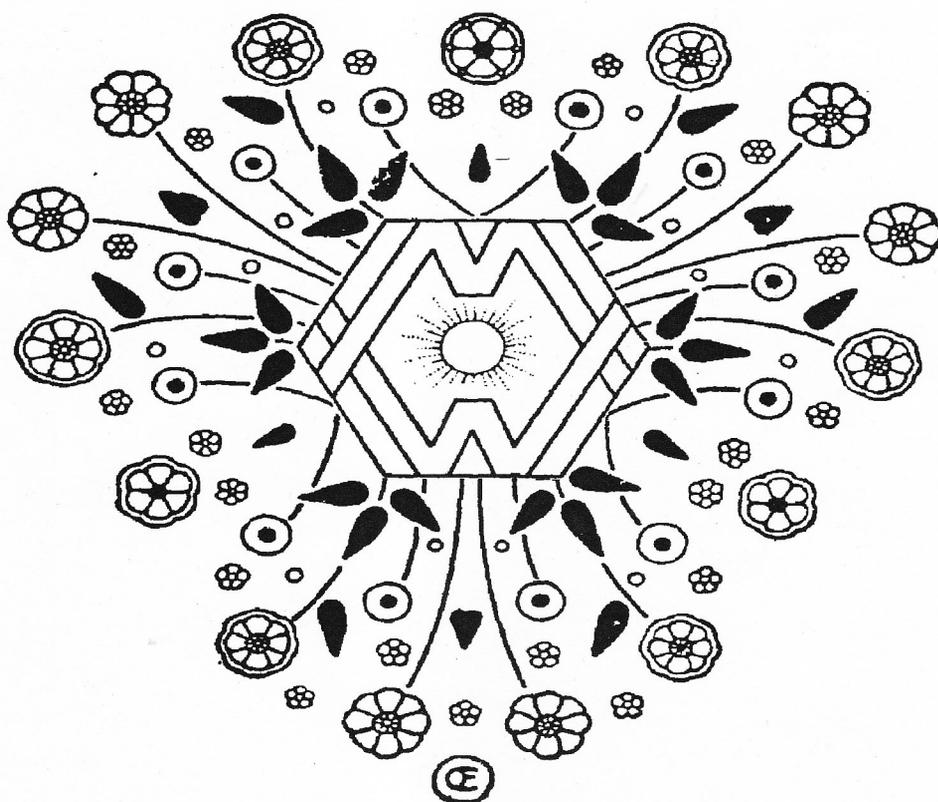


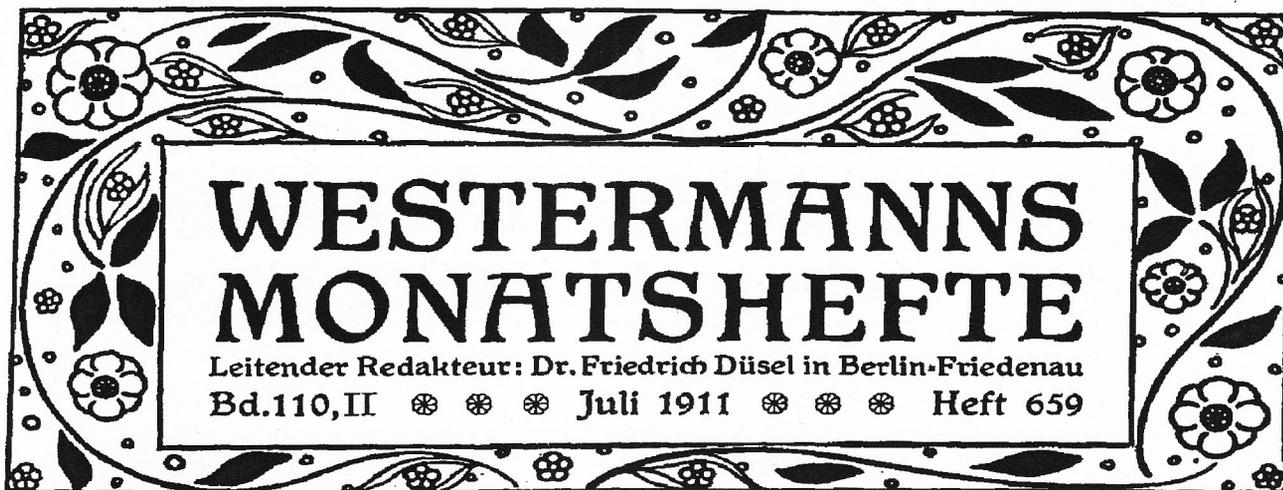
WESTERMANN'S MONATSSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR
DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART



55. JAHRG. • 110. BAND • 2. TEIL
• • • JUNI 1911 BIS AUGUST 1911 • • •

DRUCK UND VERLAG
GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG



Das deutsche Leid

Ein Landschaftsroman von Rudolf Hans Bartsch

V (Schluß)

Georg zog fort. Ein Glück war ihm in den Schoß geworfen worden. Herr Tavernari hatte ihm einen Teil seines Vermögens hinterlassen, genug, um bei seinen bescheidenen Bedürfnissen sorgenfrei zu leben. Ihm aber war unsäglich weh ums Herz, denn nun war fast alles dahin, was an Liebe für ihn auf Erden gelebt hatte. Warum war er von so vielen hellfroh in den Tag lebenden jungen Menschen allein außersehen, um sein ganzes Volk Leid zu tragen? Was gingen ihn diese Menschen an, die des besten Besitztums ihres Volkes, seiner großen Männer, nicht achteten, ihr Leben nicht beherzigten, ihre Werke nicht lasen!

Ein Weibchen lebte er in Graz. Himmel-mayer verstand nichts von seinem tiefen Leid. Er wünschte ihm zehnmal Glück, daß er nun ein vermögender Mann wäre, und warnte ihn, nur nicht zu heiraten.

„Aber du hättest die kleine Irene mit den schwarzen, feurigen Augen dennoch geheiratet?“

„Irene? Die hat einen andern genommen,“ berichtete Himmel-mayer.

„Das sagst du so unbekümmert? Und euer Kind?“

„Ja, das nimmt der neue Vater an. 's ist ein ehrenwerter Kaufmann zu Wiener Neustadt. Irenes Schwester und Verwandte haben dem armen Mädchen viel gute Worte gegeben. Ich auch. Es war das Beste. So ist das Leben.“

„Aber du liebtest sie so sehr.“

„Deine Dortja hat auch einen andern.“

„Aber du?“

„Ich? Von mir hat's geheißten, der Himmel-mayer war zwei Jahre brav. Nun komme ich nach Wien. Dich nehm' ich mit.“

„Daß mir Bedenkzeit,“ bat Georg.

„Herr Gott!“ rief Himmel-mayer erschrocken. „Du mußt mit! Siehst du denn nicht, daß ich dich brauche? Daß ich nichts habe, seit Irene fort ist? Daß du allein mir ersetzen kannst, was mir an ihr verloren ging?“

„Na, das wäre eine schöne Sache,“ lachte Georg.

„Junge,“ sagte Himmel-mayer traurig, „siehst du denn nicht, was ich brauche? Einen Menschen, der an mich glaubt! Ich bin nun fünfzig Jahre geworden und werde grau. Es ist scheußlich. Wie lange werden mich die Weiber noch haben mögen? Nun fangen gar die jüngsten Backfische für mich zu schwärmen an; das ist immer die Herbstzeitlosenperiode. Zugreifen darf man nicht ...“ Der Kapellmeister versank in tiefe Schwermut. Endlich sagte er: „Und wenn du mich auch verließest?“

Georg tröstete ihn: „Liebster Meister, das ist immer so ein Stich in die Eingeweide, wenn zehn Jahre herum sind. Wenn du wüßtest, wie mir zumute war, als ich dreißig wurde! Ich komme mir vor, als sei ich jetzt schon im Niedersteigen. Das war doch bei dir niemals so, nicht? Du kannst nicht altern; mir aber ist ach und weh, weil



Sanssouci.

Daß aber der Maler nicht nur die Landschaft, sondern auch das Interieur in charakteristischer Weise festzuhalten weiß, das beweist der dritte Farbendruck, das „Schularbeiten“ betitelte Bildchen. Die trauliche Weltabgeschiedenheit des engen Stübchens im Bauernhause, die idyllische Ruhe des ländlichen Daseins kommen auch in diesem kleinen Ausschnitt trefflich zum Ausdruck, und der Blick durch das blumengezierte Fenster weckt doch wieder die Sehnsucht ins Freie.

Die Vorliebe, mit der Obst, wie wir gesehen haben, offenbar Abendstimmungen behandelt, ist wohl verständlich. Denn welche Tageszeit ist so reich an Farbenfreudigkeit,

Abgeklärtheit und Ruhe wie die Zeit der scheidenden Sonne? Wie rein und voll klingt da draußen im Dorf, in Wald und Feld die Melodie aus, die der laute Tag gesungen hat! Und man fühlt es, wie sie widerklang in der Seele des Künstlers, der mit dem großen Dichter der Mark von sich sagen mag:

Und endlich bin ich heimgegangen
Zu alter Stell' und alter Lieb',
Und von mir ab fiel das Verlangen,
Das einst mich in die Ferne trieb.

Von der Mark bis nach China, vom Kaiserpalast in Peking zurück nach Sanssouci: es war ein weiter Weg, aber auch die künstlerische Ausbeute war reich und lohnend.

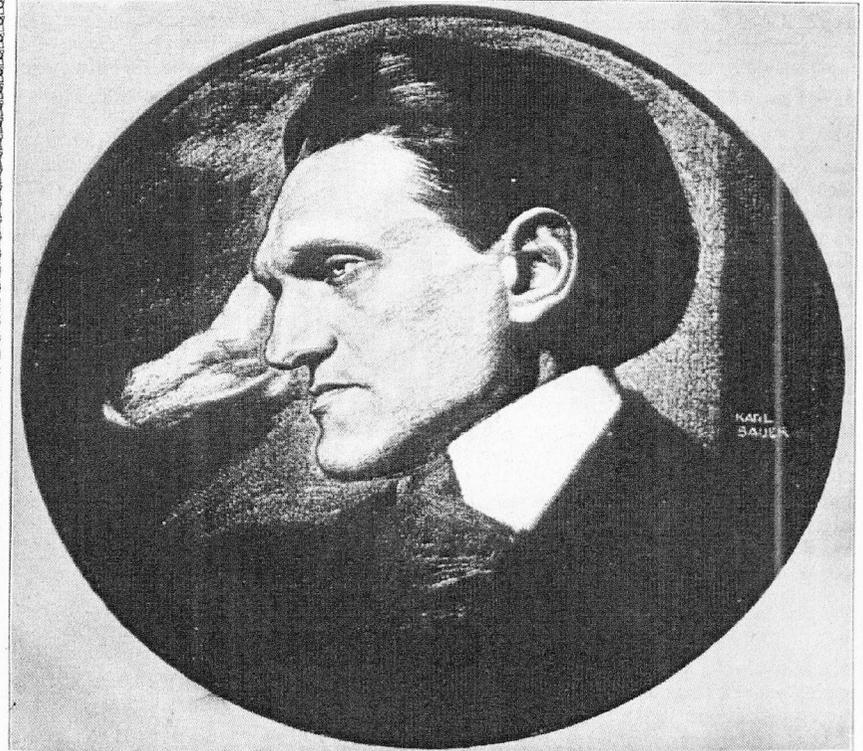
Romgefühl

Wirst du alt, so lebe im Großen,
Trägt dich der eigene Flügel nicht mehr
Hoch empor, so setze dich still
Hoch auf einen Berg und schaue,
Oder lebe im ewigen Rom.

Über die Zeiten, die gingen und kamen
Und die tiefen Erinnerungschönheit
— Deine kurzen und jene gebreiteten —,
Lasse gehen das glücksruhige Aug'

Und ein Begreifender schließe es dort.

Karl Meißner



Stefan George. Nach einer Steinzeichnung von Karl Bauer.

Stefan George

Von Franz Wegwith

In diesen Blättern soll das Bild Stefan Georges gezeichnet werden, eines Dichters, der bei einem Teil seiner Zeitgenossen eine große Verehrung genießt, während andre in seiner Dichtung nur kalte Unkunst zu sehen vermögen. Bei einem so stark gegensätzlich bewerteten Dichter erscheint es notwendig, die Forderung zu erfüllen, die Schopenhauer an seine Leser stellte, nämlich: jede Zeile von ihm zu lesen. Erst dann wird man ihm gerecht werden können. Und es wird sich dabei auch zeigen, daß sich die ungemein schiefen Urteile über Stefan Georges Werk oft aus der Oberflächlichkeit seiner Beurteiler erklären.

Wir erachten es daher für eine dankenswerte Aufgabe, die Wege anzudeuten, auf denen man sich diesem bedeutenden und merkwürdigen Dichter unsrer Tage nähern kann.

Seit zehn Jahren erst ist der Allgemeinheit das Werk Stefan Georges zugänglich, denn bis zu diesem Zeitpunkt erschienen seine Dichtungen nur für eine auserwählte, im Geistigen und Künstlerischen gleichgesinnte Gemeinschaft von Künstlern und Kunstanhängern. Der großen Menge waren sie verschlossen. Der Grund für diese scharfe Abwehr einer Preisgabe seiner Werke an die Masse liegt in der von Stefan George oft ausgesprochenen Ansicht, nur ein unendlich

zueinander bringen kann, sondern rein im inneren Anschauen und im Genießen von Maß und Klang und Seele ohne alle Deutungsversuche Genüge findet, geht hier nicht leer aus. Ja, er wird die überraschende Erfahrung machen, in diesem Teil die herzandrängendsten und glühendsten Liebesgedichte zu finden, die nichts von der Kälte und Un Sinnlichkeit haben, die man der Dichtung Georges oft als einziges Merkmal zuschreibt.

„Das Jahr der Seele“ ist nun endlich das von Georges Versbüchern, mit dem man des Dichters Bekanntheit machen sollte, denn es ist sein zugänglichstes und wärmstes. Aus ihm klingt, immer in inniger Wechselwirkung mit Landschaft und Jahreszeit, der eine Ton: Liebe. Freilich eigen bleiben auch hier Variation und Modulation des Leitmotivs. So fehlt zum Beispiel der Frühling im Kranz der Jahreszeiten, der sonst so oft Schmuck und Bierat und Hintergrund für alle Liebespoesie hergegeben hat. Auch ist hier wirklich wenig Sinnliches und viel Geistiges zu finden, und nur einmal (im „Sieg des Sommers“) tönt ein heller Klang der Erfüllung aus diesen Strophenfolgen, die fast immer im wehmütigen Moll der Entsagung und Trennung schließen. Doch der Mangel an Frische und Sinnlichkeit wird aufgewogen durch die unendliche Feinheit, mit der hier die leisesten Schwankungen und Trübungen, die zartesten Gefühle der Näherung und Entfernung Liebender in Wort und Klang geahnt wurden. Schon gibt der Dichter hier fast das, was man als lyrisches Epos bezeichnen möchte, denn es sind ganze Liederketten, die vom Süßen und Herben, vom Erblühen und Vergehen, von den stark wogenden und leise verrinnenden Flutungen des Liebesgefühls künden. Ja, es treten zu den vielen vollendeten Strophen des Buches, die in innerem Zusammenhang stehen, einige Gedichte von wunderbarer einfacher Schönheit, die für sich genossen werden können:

Blumen

In märzentagen strenten wir die samen
Wann unser herz noch einmal heftig litt
An wehen die vom toten jahre kamen
Am letzten kampf den eis und sonne stritt.

An schlanken stäbchen wollten wir sie ziehen
Wir suchten ihnen einen reinen wasserquell
Wir wußten daß sie unterm licht gediehen
Und unter blicken liebevoll und hell.

Mit frohem fleiße wurden sie begossen -
Wir schauten zu den wolken forschend bang
Zusammen auf und harrten unverdrossen
Ob sich ein blatt entrollt ein trieb entsprang.
Wir haben in dem garten sie gepflückt
Und an den nachbarlichen weingeländen.
Wir wandelten vom glanz der nacht entzückt
Und trugen sie in unsren kinderhänden.

Am strengsten im Aufbau ist Georges nächstes Buch „Der Teppich des Lebens und die Lieber von Traum und Tod, mit einem Vorspiel“. Vielleicht ist es dieses gewesen, das dadurch, daß hier aller Inhalt mit unerbittlicher Konsequenz in vierzeilige und vierstrophige Gedichte gegossen ist, Stefan George den gänzlich ungerechten Vorwurf eines Nur-Formkünstlers eingetragen hat, und das zu der falschen Meinung von der starren Gleichmäßigkeit seiner Formen geführt hat. Freilich ist hier ein Gebilde entstanden, in dem Erlebnisse eine solche strenge Formung erfahren haben, daß manchmal die Grenze des ästhetisch Zulässigen nicht nur erreicht, sondern sogar überschritten ist. Am ehesten wird man in diesem Buche den Zugang finden zu Gedichten wie: Urlandschaft, Der Freund der Fluren, Gewitter, oder zu jenen eine tief friedvolle und unbedingte Hingebung ausströmenden Versen, die wie so oft bestimmt und doch vieldeutig mit einem Worte überschrieben sind:

Der Jünger

Ihr sprecht von wohnen die ich nicht begohre
In mir die liebe schlägt für meinen Herrn
Ihr kennt allein die süße - ich die hehre -
Ich lebe meinem kehren Herrn.

Mehr als zu jedem werke eurer gilde
Bin ich geschickt zum werke meines Herrn
Da werd ich gelten - denn mein Herr ist milde
Ich diene meinem milden Herrn.

Ich weiß in dunkle lande führt die reise
Wo viele starben - doch mit meinem Herrn
Trotz ich gefahren - denn mein Herr ist weise
Ich traue meinem weisen Herrn.

Und wenn er allen lohnes mich entblüßte:
Mein lohn ist in den blicken meines Herrn.
Sind andre reicher: ist mein Herr der größte
Ich folge meinem größten Herrn.

Zimmer kühner ist George geworden im Ergreifen dessen, was ihm als Element zur dichterischen Gestaltung dient. Noch ist es nicht die Gegenwart, die Welt der Zeitgenos-

sen, aber doch auch nicht mehr nur das eine große Moment alles menschlichen Lebens: die Liebe, sondern es ist das Leben selbst. Und wie bei George selbstverständlich nicht das Leben im banalsten Sinne, das Leben des einfachen, primitiven, unkomplizierten, sondern das Leben des großen Menschen. Und das ist ihm das Leben des Dichters, wie es im Vorspiel in feierlichem Tone und versinnbildlicht in Rede und Gegenrede mit dem Engel vorüberzieht. Dann läßt er uns Witze tun in die Vielheit und Buntheit des Lebens überhaupt, und es knüpfen, verschlingen und lösen sich in seiner Dichtung die vielen Fäden im Menschensein, das unter dem Bilde eines Teppichs erscheint, und von dem der Dichter die schwermütigen Lieber von Traum und Tod singt, bis doch am Schluß die Erlösung gefunden wird.

Mit den „Zeitgedichten“ im „Siebenten Ring“, dem Werke, das uns George nach siebenjährigem Schweigen 1908 geschenkt hat, hat er sich nun auch der Gegenwart genähert, die „früher nur die dumpfe Ungefallt war, von der eine zarte Geisterwelt sich abhob“. „Nun ist sie“, wie Gundelfinger sagt, „selbst in Formen gebracht, und ihr eigenes Treiben hat Stimme bekommen.“ Diejenigen, die George Unvermögen zusprachen, sich mit seiner Zeit auseinanderzusetzen, haben unrecht behalten. Denn nun hat sich des Dichters Gefühl der Kraft so gesteigert, daß er geschrieben wird, eigen und unverfälscht gezeichnete Bilder der Gegenwart vor uns hinstellen. Und in den Gedichten dieses ersten Teils seines letzten Buches ist eine Sprachgewalt und eine Bestimmtheit lebendig, die kaum noch wachsen kann. Auch erkennen wir hier bestimmter als sonst das Persönliche, und der Dichter zeigt uns, wie sich sein Bild in den Augen der Zeitgenossen spiegelt. Brachtwoll hat er die Stete und die im tiefsten Innern ruhende Gleichheit seines Wesens und Werkes ausgedrückt:

Ihr sehet wechsel, doch ich tat das gleiche.
Und der heut eifernde posaune bläst
Und sitzig feuer schleudert weiß daß morgen
Leicht alle schönheit kraft und größe steigt
Aus eines knaben stillem stötenlied.

Dem Verworrenen und Nivellierenden seiner Zeit richtet George eherne Standbilder der Größe auf, und unsere Blicke fallen auf Gestalten, die über die Menschheit aus Ver-

gangenheit und Gegenwart auftragen. Dantie, Goethe, Nietzsche, Böcklin, Leo XIII. — ihnen gilt seine Verehrung. Und immer wieder finden wir, daß ihm die Künstler als große, gottentstammte Menschen schlechthin erscheinen. Nur andeutend kann von dem Reichum dieses Buches die Rede sein. „Gezeiten“ ist, immer und immer wieder sinnbildhaft, ein Gedichtkreis überschrieben, in dem wir in wundervollem Auf und Nieder die Gefühle zweier Liebenden strömen sehen, und mehr als sonst hauchen diese Liebesgedichte Süße aus. Ja, was selten bei George ist, hier finden sich auch so lebenatmende Frühlingsgedichte wie dieses:

Von tausend blüten war ein quillen
Im purpurlicht der zauberei
Des vogelgangs unbändig schrillen
Durchbruch des frühlings erster schrei.

Das war ein stürzen ohne zäume
Ein rasen das kein arm beengt
Ein öffnen neuer duftiger räume
Ein rausch der aller sinne mengt.

In dunklere Gebiete treten wir im nächsten Teile: „Maximin“, in dem einem verstorbenen Freunde ein Totenopfer gebracht wird. Aber das Urbild hat durch die Kunst eine solche Umformung erfahren, daß es ganz unirdisch und vergeistigt erscheint. „Welt der Gestalten lang lebewohl“ heißt es am Eingang einer Folge, die „Traumbunfel“ überschrieben ist, und in der der „Traumsittich rauscht“ und „die Traumharfe klingt“. Und in dem Gedicht „Der verwunschene Garten“ wandeln wir im Zauberlande der Romantik, wo die blaue Blume blüht, und zu dem nur Eingang findet, „wer erwählt ist, wer von frommem Geheiß, wer von der Sprache der Blumen wohl weiß“. Schlichte Lieber, Tafeln für Freunde oder mit Sprüchen voll Verehrung für den Rhein und die Schönheit mancher deutschen Stadt beschließen diese Blätter reicher Schönheit.

Auf eins haben selbst die von Georges Beurteilern immer wieder hingewiesen, die nicht nur fanden, daß alles glühende Leben in seiner Dichtung in strengen Formen gestaltet sei, sondern die meinten, daß es erstarrt sei unter seinen Bildnerhänden: auf seine Meisterschaft im Gebrauche des Mittels seiner Kunst, der gebändigten Sprache. Und in der Tat, das ganze Schaffen dieses Dichters beweist es, daß er mit strengster und

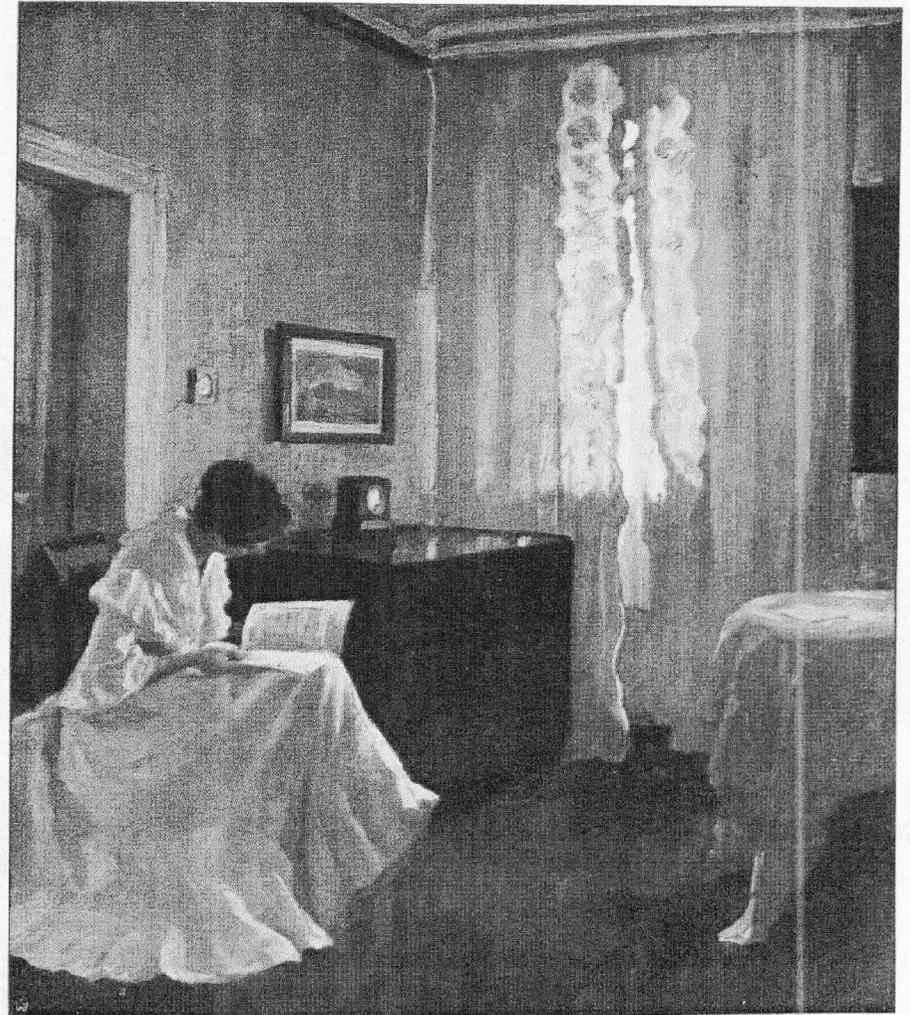
einseitigster Konsequenz versucht hat, dem Formproblem in der redenden Kunst eine persönliche Lösung zu geben. Eine Lösung, die ihn uns als Typus jener deutschen Geister erscheinen läßt, die südlichen Einschlag haben, und denen Formenreinheit ebenso wesentlich eignet wie den Künstlern romanischer Völker. Im Gegensatz zu allen Befreiungen von der strengen Form, die wir in den losen rhythmischen Gebilden bei Goethe, bei den Romantikern, bei Heine und in ganz neuer Weise bei Arno Holz finden, hat sich Georges Meisterschaft bewährt in einer Erneuerung der strengen Formen. Aber wie Arno Holz, der unzweifelhaft die Entwicklung der Lyrik fortgeführt hat, in Einseitigkeit verfällt, wenn er die Epoche der gebundenen Rede als überlebt bezeichnet, so hat auch Stefan George sein Prinzip übertrieben, da, wo man fühlt, daß unter der Hülle des prunkhaften sprachlichen Gewandes der Dinge Sinn und Seele zu nichts verkrumpft sind.

Es kann nicht ausgeführt werden, welche rein äußerliche Schönheit George der deutschen Sprache abgewonnen hat. Mit einer Feinheit ist bei ihm alles abgewogen, gewählt und gestellt, daß sich schon allein durch Wort- und Launwahl die höchsten musikalischen Reize ergeben. Dazu ist der Reim von untadeligster Reinheit. Und auch im Rhythmischen ist ein Reichtum, ein Wechsel und eine Kongruenz mit dem seelischen Fluß zu finden, die nur dem Oberflächlichen verborgen bleiben können. Fast immer scheint uns auch das erreicht, was wir an den freien Rhythmen Arno Holzens und seines Kreises so schätzen: die natürliche, unverrentete Fügung der deutschen Sprache. Selten stört eine Inversion, eine aus Überliebe zur Form gebrauchte Neubildung und die Verschiebung der Tempora zugunsten des Reimes. Eins aber finden wir bei George nicht in dem Maße wie bei andern Dichtern: das ist jene wunderbare Metaphorik, die genährt wird von einem starken Alleinsgefühl und von Ahnungen der Verwandtschaft mit allen Dingen, und die oft wie aus dunklem Urgrund alles Schöpfungstums unbewußt aufquillt und eine Dichtung mit den geheimsten Kräften alles Lebens füllt.

Nein, in Stefan Georges Werk ist nichts panisch Verfunkenes, nichts Mystisches und

Trunkenes, trotz manches Unaufgehellten, trotz alles Symbolischen. Auf eins aber möchten wir nicht vergessen noch hinzuweisen: auf das Deutsche in Georges Wesen. Ja, was man bei Jean Paul, diesem von George so tief verehrten Dichter, als das Gotische bezeichnet hat, finden wir auch in seinen oft unirdischen, weihewollen Strophen. Und vor allem mangelt seiner Dichtung jener starke Kultus des Erotischen, der der zeitgenössischen Lyrik des Auslandes (vor allem bei Verlaine, Baudelaire und D'Annunzio), die uns George in meisterhaften Übertragungen erschlossen hat, ein ganz bezeichnendes, deutschem Geiste fremdes Gepräge gibt. Deutsch ist auch die ausgesprochen ethische Grundrichtung seiner Natur, die in der Überwindung der Scheinwelt Algabals ebensosehr als im Vorspiel zum Teppich des Lebens wie in vielen der Spruchtafeln oder in den Zeitgedichten in die Erscheinung tritt.

Vor diesen Wesenseigenschaften treten auch die Züge unfäglicher Verachtung und stolzer Überhebung zurück, die viele in Georges Bild so unsympathisch berühren. Und wenn es auch nie gelingen wird, dem Dichter so herznah zu kommen wie dem Goethe der jungen und mittleren Jahre oder etwa Mörike, Keller und Storm — nur der, dem die feinen Drangane zum Erfassen der Schönheit nicht gegeben sind, wird gar kein Verhältnis zu ihm finden können. Wer aber erkannt hat, was hier „hinter dünnem Schleier schläfst“, und wer Erschauern, Lächeln, tiefe Qualen und süße Träume dieser einsamen Seele nachführend erleben kann, der wird niemals dazu kommen, den Dichter einen Ästhetiker oder gar Nervenkünstler zu nennen. Da er um Georges große Bescheidenheit weiß, die ausgesprochen, daß er sich nur Sucher und Führer, nicht Erfüller einer großen neuen Kunst dünkt, da er seiner unerbittlichen Strenge Achtung zollt und ihm Dank weiß für die Schönheiten seines Werkes, wird er ihm einen gebührenden Platz in der Reihe der Charakterköpfe gegenwärtiger lyrischer Dichter anweisen. Und wenn er sich umschaut in dieser Galerie moderner Künstler, so wird sein Blick mit gleicher Liebe wie das Bild des frischen, lebenswürdigen Lilienron oder wie das des heißen Grüblers Dehmel und jenes des verschwärmten Rilke auch die strengen Züge Stefan Georges ins Auge fassen.



Josef Kühn jun.:

Das weiße Zimmer.

Aus der Frühjahrsausstellung der Münchner Sezession.